



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stange, Otto: Vom Altertum zur Gegenwart

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hat sich ein umfassender flämischer Studentenkongreß scharf gegen das imperialistische Treiben der Regierungskreise ausgesprochen. Unter diesen Umständen verspricht der Wahlkampf außerordentlich erbittert zu werden, ein großer Teil der klerikalen Fraktion ist schon jetzt aktivistisch gesinnt, die Flamen scheinen jetzt aber auch ihre frühere ziemlich ungefährliche Wahlpraxis, nach der die Kandidaten im Rahmen ihres klerikalen oder liberalen Programms nebenbei auch auf flämische Forderungen verpflichtet wurden, was dann nach der Wahl zu lediglich platonisch bleibenden Demonstrationen führte, aufgeben, und wo es geht, besondere rein aktivistische Programme aufstellen zu wollen, wie das z. B. in Antwerpen geschehen ist, wo dem international-nationalistischen Huysmans der aktivistisch-flämische van Cauwelaert gegenübergestellt worden ist. Auch der alte und angesehenere Graf Woeffe, der seit fast 50 Jahren den Wahlkreis Aalst vertritt, hat seine Stellung gefährdet gesehen.

Nun muß man sich wohl vor der Annahme hüten, als ob die Flamen weniger gute Belgier oder gar unbedingt deutschfreundlich seien. Aber für einen von Frankreich her unterstützten und praktisch in erster Linie gegen Holland gerichteten Annexionismus sind sie gewiß nicht zu haben, und mit diesen Widerständen wird die belgische Regierung unbedingt rechnen müssen. Die Annexionisten treiben ein gefährliches Spiel und würden eines kriegerischen Erfolges gegen Holland kaum froh werden. Hoffen wir, daß es ihnen nicht gelingt, das Land in eine Konstellation hineinzutreiben, die eine holländische Irredenta erreichen könnte, welche über kurz oder lang bei Nichtbefriedigung der flämischen Forderungen der gedeihlichen Entwicklung des Landes sehr gefährlich werden könnte.

Mnenius

Vom Altertum zur Gegenwart

Von Oberstudienrat Dr. Otto Stange



elche Werte ein planloser Zerstörungstrieb binnen weniger Monate zu vernichten imstande ist, haben uns die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit nur zu deutlich erkennen lassen. Aber ob auch unter den Trümmern manches scheinbar unerfegliche Gut am Boden liegt — schlimmer noch als der Verlust der Werte selbst wäre es, wenn wir durch den großen Wirbelsturm auch der Kräfte beraubt werden sollten, die allein dazu befähigt sind, uns Ersatz zu schaffen für das Verlorene, vor allem für vernichtete Kulturwerte. Noch stehen ja die Säulen aufrecht, die bisher den stolzen Bau der deutschen Geisteswelt getragen haben. Aber auch hier sehen wir bereits den Spaten angelegt, und niemand kann wissen, ob nicht morgen schon der plumpe Hammer herniederfaust, um die gelockerten Grundsteine vollends zu zerschmettern und den Tempel deutscher Geistesgröße zu Fall zu bringen.

Da ist es mit besonderem Dank zu begrüßen, wenn berufene Männer rechtzeitig daran gehen, für bestimmte Wissensgebiete die Kräfte nachzuweisen, durch die einzelne Teile unserer Geistesbildung zu ihrer bisherigen Höhe gelangt sind, und, falls sie von dieser Höhe hinabgestoßen werden sollten, wieder zu ihr emporgeführt werden könnten.

Dieser gewiß nicht leichten Aufgabe haben sich eine Anzahl Hochschullehrer und Rektoren angenommen, Philologen, Juristen, Pädagogen, Historiker, Theologen, auch ein Mathematiker, durchweg Namen ersten Ranges, um unter Führung Eduard Nordens und A. Giesecke-Leubners die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten nachzuweisen in einem soeben erschienenen Buche¹⁾ „Vom Altertum zur Gegenwart“. Der Stoff ist so gegliedert, daß nach

¹⁾ Bei B. G. Teubner, Berlin und Leipzig 1919, Preis geh. 9 Mark, geb. 10,50 Mark, dazu Feuerungszufschläge.

einem einleitenden Aufsätze über den Humanismus als Tradition und Erlebnis zunächst in sechs Skizzen die Zusammenhänge im allgemeinen, dann in achtzehn kürzeren Abhandlungen die Zusammenhänge auf den einzelnen Gebieten besprochen werden; den Schluß bildet eine äußerst geschmackvolle Erörterung über den Wert der Übersetzung für den Humanismus.

Es kann nicht unsere Absicht sein, so verlockend es auch wäre, die sechs- undzwanzig Beiträge der einzelnen Verfasser der Reihe nach durchzusprechen. Das Buch muß trotz seiner Vielseitigkeit als Ganzes gewürdigt werden, und darum sei es auch uns erlaubt an einzelnen Höhepunkten länger zu verweilen, andere Strecken schneller zu durchheilen und in der Hauptsache zusammenfassend zu berichten, welche hohe Bedeutung dem Gange vom Altertum zur Gegenwart gerade auch für die Zeiten des künftigen Aufbaus in deutschen Landen zukommt.

Das Buch verfolgt, wie im Geleitwort ausdrücklich hervorgehoben wird, durchaus keine apologetischen Absichten. Es will lediglich die Einheit der geistigen Welt aufzeigen, als die sich die Entwicklung vom Altertum über Mittelalter und Renaissance bis zur Gegenwart dem in die Tiefe dringenden Blick darstellt. Daß dieser Nachweis auch dazu dienen werde, die im Geheimen der Volksseele fortwirkenden Daseinswerte wieder nutzbar zu machen und in unserm Volke den Glauben an sich, an die Aufgabe, die es in der Menschheit zu erfüllen hat, wieder zu wecken, ist die zuversichtliche Hoffnung der beiden Herausgeber.

Wer ein Bild geben will von der Nachwirkung der Antike auf die Gegenwart, muß notwendig von der Frage ausgehen, in welcher Weise der Humanismus auch unser Geistesleben noch zu beeinflussen befähigt und berufen ist. Werner Säger, der Verfasser der bereits erwähnten Abhandlung über den Humanismus als Tradition und Erlebnis, setzt sich daher zur Aufgabe, den Humanismus nicht von Gesichtspunkten der äußeren Organisation und des Lehrplanes aus, sondern „in seinen geistigen Notwendigkeiten“ zu verstehen. Dabei findet er, daß der deutsche Geist sich zunächst begnügt habe mit einer sehr langen Periode der bloß passiven Aufnahme griechisch-römischen Lehnguts, dann aber von der „rohen, stofflichen Rezeption“ vorgebrungen sei zur produktiven Aneignung, so daß die Elemente des der Antike entnommenen Kulturbesitzes unserem Organismus mehr und mehr als geistige Kräfte ins Bewußtsein traten. Ohne daß die Tradition jemals aufgehört hätte ihren Stoff den aufeinanderfolgenden Kulturepochen zu übermitteln, hat sie sich eben durch ihre fortschreitende Vergeistigung zur lebensschaffenden Kraft hindurchgerungen. Dadurch wurde der Humanismus dem deutschen wie auch allen anderen Kulturvölkern zum Erlebnis, und es handelt sich für die Bildung der Gegenwart nicht mehr um die bloße Aufnahme eines überlieferten Stoffes, sondern um das Erleben der Antike als formgebende Kraft. Diese Wirkung hat sich in allen Zeiten hoher Kultur regelmäßig geltend gemacht, und so kommt es, daß die Antike in diesen Zeiten „niemals als Tradition, sondern umgekehrt als Gegengift und Schutzwehr gegen die Tradition“ erscheint. Freilich, auf die augenblickliche Loslösung folgte jedesmal wieder eine Rückkehr zur Tradition, nur sozusagen von einer höheren Stufe aus, zu der sich die Bildung inzwischen durch das neue Erleben der Antike emporgeschwungen hatte.

So hat es sich, wie durch das ganze Buch bewiesen wird, alle Jahrhunderte hindurch wiederholt und wird sich auch jetzt wiederholen müssen; denn „der Hellenismus ist ein historisches Schicksal, dem man nicht entfliehen kann, so wenig man die Geschichte des Geistes ungeschehen machen und die lebendige Quelle verstopfen kann.“ Zu dem Schema vom gleichmäßigen „Fortschritt“ mag dieser Wechsel zwischen Tradition und Erlebnis freilich schlecht genug passen. Viel eher gleicht er dem Fackelnettlauf der alten Athener: die aneinander vorüberfliehenden Generationen werfen sich gegenseitig die brennende Fackel zu, und wer sie mit fester Faust packt, der schwingt sie hoch empor und trägt sie ein Stück Weges vorwärts, bis er sie dem Nachfolgenden übergibt. Der Sinn des Laufes aber ist die Lebendigerhaltung der göttlichen Geistesflammen . . .

Wie sich nun dieses Weitergeben und Erleben der Antike gestaltet, wie sich insbesondere zunächst der Übergang von der Antike zum Mittelalter vollzogen hat, zeigen in großen Zügen die Aufsätze von Alfons Dopsch, Karl Holl und Eduard Norden für äußere Kultur und Wirtschaft, für Staat, Kirche und Kultur, sowie für die Literatur. Indem Dopsch gründlich mit der falschen Vorstellung von der Vernichtung der antiken Kultur durch die „barbarischen“ Horden der Völkerwanderung aufräumt und aufs klarste nachweist, daß die römischen Wirtschaftsverhältnisse von den auf römischen Wohnplätzen heimisch gewordenen Germanen sorgsam weiter ausgebildet wurden, kommt er zu dem Schlusse, daß die Einwirkungen der römischen Wirtschaft auf das frühgermanische Mittelalter weitreichend und allseitig gewesen seien. „Es handelt sich dabei aber nicht um eine schlichte Kopierung des alten, sondern um eine Neugestaltung, die auf antiker Grundlage erwachsen, doch den Bedürfnissen der neuen Träger der Entwicklung angepaßt war.“

In ähnlicher Weise zeigt Holl, wie die Kirche, „die einzige Einrichtung, die aufrechtstehend aus der alten in die neue Zeit hinüberging“, als die eigentliche Vermittlerin zwischen Altertum und Mittelalter alle Kräfte der Kultur in ihren Dienst gestellt und insonderheit der Antike dadurch einen unvergleichlichen Dienst geleistet hat, daß sie der auf der Antike beruhenden Kultur das wiedergewann, was ihr seit dem Untergang der alten Stadtstaaten verloren gegangen war, „die Beziehung auf ein großes Gemeinleben und auf einen höchsten Zweck.“ Erinnert man sich aber, daß ein Jahrtausend später auch die Reformation ihre weltlichen Bildungsmittel und Bildungsziele aus der Antike schöpfte, so liegt für das Gebiet der Kirche die gestaltende Einwirkung der im Altertum wurzelnden Kultur hinreichend klar zutage.

Ein sehr anschauliches Bild vom Einfluß der Antike auf die deutsche Geistesbildung ergibt sich für das lateinische Mittelalter aus dem Aufsatz E. Nordens über die Literatur, für das deutsche Mittelalter und die Neuzeit aus einer ausgeführten Skizze Gustav Roethes über denselben Gegenstand, weshalb es sich auch empfiehlt, hier beide zusammen zu behandeln. Als unverlierbare Größen retteten sich vor allem die Literaturformen aus dem Altertum hinüber ins Mittelalter. Dabei ging in der Poesie Altheidnisches — Ausonius, Claudianus — und Christliches, besonders vertreten durch die Hymnendichtung, noch eine zeitlang nebeneinander her, bis sich die akzentuierende Poesie aus den Fesseln des quantitativen Verses löste und mit dem Reime die Brücke schlug bis zum protestantischen Kirchenliede Martin Luthers und Paul Gerhards. In der Prosa handelte es sich zunächst nur um Weiterführung der antiken Historiographie und um Zusammenfassung des Gesamtwissens in dem System der *septem artes liberales*, bis man an die Stelle dieses „auf Flaschen gezogenen Bildungsextraktes“ wieder die autores selbst treten ließ und schließlich durch die Vermittlung der Römer auch zu Platon, den Tragikern und Homer wieder den Zugang gewann. — Deutlicher noch zeigt uns der von Roethe behandelte Stoff, wie nötig es ist, daß wir die von Griechen und Römern gewiesenen Wege kennen, wenn wir uns selbst verstehen, die unersetzlichen Geisteskräfte unserer Ahnen uns wirklich treu bewahren, ihren nationalen Edelgehalt ausschöpfen wollen. „Verlieren wir die Fühlung mit Hellas und Rom, so erstarrt unser kostbarster, durchaus lebensvoller literarischer Besitz allmählich zu totem Stein, der uns zu Boden preßt, nicht erhebt.“ Lateinischen Ursprungs war der Reim bei Otfried, auf die nach Vergills Vorbild geschaffenen christlichen Dichtungen stützte sich der „Heliand“, Ekkeharts Waltharius erklang zwar in lateinischer Sprache, war aber deutschen Wesens und deutschen Geistes voll. Mancherlei, wenn auch noch nicht ganz klar nachweisbare Kraft aus der Antike strömt den folgenden Jahrhunderten zu, bis zuerst wieder beim Drama eines Frischlin, Hans Sachs und anderer deutlich erkennbar wird, wie der alte Geist auf deutschem Boden neues Leben schafft. Dann kommt die Zeit des Protestantismus, und mit ihr der Einzug des Griechischen in die deutsche Schule. Bald wird auf dem ungewöhnlichen Wege über Aristot-

teles, Scaliger und Konrad die antikisierende Formdichtung, die bis dahin lateinisch erklingen war, durch Martin Opiz in deutscher Sprache Gemeingut der Gebildeten, Lessing reinigt den Aristoteles und die griechische Tragödie von der französischen Schminke, Winkelmann und Herder üben ihre neue Anschauungsweise an griechischer Kunst, an griechischer Dichtung, und die Entdeckung Homers bildet den Nährboden für den deutschen Neuhumanismus. Was Noethe über ihn zu sagen weiß, wie er Goethe und Schiller, F. A. Wolf und W. v. Humboldt in diesen Rahmen hineinstellt, ja wie er den „befreienden Geist des Hellenentums“ bis in unsere Tage verfolgt und Nietzsche wie Spitteler, Hoffmannsthal, G. Hauptmann samt all den Neuere in ihrem Verhältnis zur Antike schildert, das muß man bei ihm selbst nachlesen, wenn man nichts von dem Feingold seiner wohlabgewogenen Darlegungen einbüßen will.

An den „Übergang von der Antike zum Mittelalter“, den wir für einen Augenblick verlassen hatten, um Zusammengehöriges nicht trennen zu müssen, reiht sich eine Abhandlung von Walter Goetz über die Wiederaufnahme der Antike im Mittelalter und in der Renaissance: Italien, in vieler Hinsicht das Mutterland der europäischen Kultur, läßt in seiner Renaissance nicht so sehr tiefe Gegenätze zum Mittelalter, sondern vielmehr dessen notwendige Weiterentwicklung erkennen. Auch bei den andern romanischen und den germanischen Völkern ist die Antike niemals allein die treibende Kraft zum Neuen gewesen; aber sie hatte ihre Geltung neben dem vorhandenen Bestreben zur Entfaltung eines eigenen Kulturlebens. Erst von der Hochrenaissance läßt sich sagen, daß in ihr das nationale Element im wesentlichen gesiegt hat, wemgleich seine Erhöhung zum großen Teil auf dem beruht, was ihm das Altertum zugeführt hatte.

Mit außerordentlicher Klarheit bespricht sodann Paul Henkel den Neuhumanismus, fragt, worin er dem Humanismus der Renaissance gleiche und wodurch er sich von ihm unterscheide, und findet, daß auch hier von einer erstarkten Tradition fort der Weg zu den Quellen gesucht und die Freilegung origineller Gedanken von der angebauten Tradition erstrebt worden sei, daß es sich aber nur um eine vorwiegend deutsche Angelegenheit und fast ausschließlich um die Wiedergewinnung des Griechentums gehandelt habe. Diese Darlegungen werden erläutert durch wertvolle Ausblicke auf die literarischen Schöpfer und Träger der ganzen Bewegung, auf Herder und Goethe, auf Schiller und Humboldt, aber auch auf Hölderlin, F. Schlegel und Schelling.

Nicht weniger anziehend ist die reichhaltige Übersicht, in der Eduard Spranger das 19. Jahrhundert und das Altertum behandelt. Indem er für die Auffassung des Altertums von zwei verschiedenen „Einstellungen“, der historischen und der idealisierenden, ausgeht, findet er als ein Mittleres zwischen beiden „die Abhängigkeit der Geschichtsauffassung von der jeweiligen Bewußtseinslage der Gegenwart.“ Danach unterscheidet er zwischen dem reinen Klassizismus, der Romantik, bei der sich teils eine mehr politische Bewertung, teils eine besonders in der bildenden Kunst hervortretende christlich-griechische bemerkbar macht, bis schließlich die historische Wiederbelebung der antiken Philosophie in den Vordergrund tritt, ferner die durch den jungen Nietzsche angebahnte Neuromantik und zuletzt eine seit den achtziger Jahren maßgebend gewordene kulturgeschichtliche Auffassung. Es ist ganz unmöglich, hier im einzelnen auszuführen, wie sich Sprangers scharfblickendem Auge das Verhältnis der Antike zu den führenden Geistern der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart darstellt. Das Gesamtziel, das dieser Epoche vorschwebt, läßt sich vielleicht am besten wiedergeben durch die Worte, mit denen insbesondere die Bestrebungen Jacob Burckhardts gekennzeichnet werden: „aus fortschreitender Selbstbefinnung über unser Leben die Antike zu verstehen und aus diesem Verständnis wieder unser eigenes Leben seelisch auszuweiten, zu erläutern und zu erhöhen.“

Außerordentlich interessant ist es nun, zu sehen, wie diese mehr allgemeinen Beobachtungen von besonderen Kennern für die verschiedensten Wissensgebiete im einzelnen als zutreffend nachgewiesen werden. Immer wieder finden wir bestätigt,

daß zunächst der von den Alten überlieferte Wissensstoff in der römischen Fassung gutgläubig herübergenommen, dann an der Hand der Urtexte erneut geprüft und schließlich zur Befreiung der Geister aus drückend gewordenen Fesseln und zu kraftvollem Aufbau unter Benutzung der altbewährten Erkenntnisse verwertet worden ist. Daß dies auf dem einen Wissensgebiet deutlicher erkennbar wird als auf dem anderen, darf nicht wundernehmen.

Wenn Eduard Meyer über Staat und Wirtschaft schreibt, so kann man gewiß sein, über den historischen Widerstreit von Macht und Recht, über den Übergang von der alten patriarchalischen Staatsgestaltung zum modernen Rechtsstaat, vom demokratischen Ideal der Athener und von anderen Formen des Idealstaats, vom Aufschwung des Wirtschaftslebens, von der Geschichtskonstruktion der modernen Nationalökonomen, vom römischen Prinzipat und vom Kosmopolitismus manches interessante Wort zu lesen. Ludwig Mitteis stützt sich in seiner Skizze vom römischen Recht auf den Satz: „es ist das juristische Denken, in dem die Größe des römischen Rechts gelegen ist“, und der Freiburger Professor Josef Partsch weist überzeugend nach, wie „der griechische Gedanke in der Rechtswissenschaft“ vom vierten vorchristlichen Jahrhundert bis in die hellenistische Zeit die römische Rechtsordnung stark beeinflusst hat und deshalb auch heute noch die ernsteste Beachtung verdient.

Fast überraschend wirkt es, wenn Julius Ziehen in seinem Aufsatz über Pädagogik schreibt, „daß noch niemals so sehr wie im Altertum das Erziehungswesen eine herrschende Stellung in der Gesamtkultur der Zeit eingenommen hat“, und daß „auf dem Gebiete der Pädagogik die Antike lebendig bleiben muß, nicht nur um das Werden der Dinge zu verstehen, sondern in mindestens gleichem Maße, um das zurzeit Vorhandene nach klaren und zielsicheren Richtlinien weiter zu entwickeln“. Darum zwar nicht „zurück zu Platon und der Antike“, wohl aber „weiter im Sinne Platons und der Antike!“

Aus Wilhelm Schulzes inhaltvoller Skizze über Sprachwissenschaft braucht man nur einen Satz hervorzuheben, um zu wissen, worauf es ihm ankommt. „Das geschichtliche Verständnis der Muttersprache, dessen kein Lehrer des Deutschen an unseren höheren Schulen entraten kann, wird ohne Kenntnis des Griechischen niemals zu lebendigem Besitze erworben werden, der doch allein wieder Leben zu erzeugen vermag.“ Lange möchte man dagegen verweilen bei den klaren und anschaulichen Darlegungen A. v. Martins über Geschichtswissenschaft. Ob er über den Inhalt oder über die Form, über Griechen oder Römer, über alte, mittelalterliche oder neuzeitliche Geschichtsschreibung spricht, immer weiß er zu fesseln und in die Tiefe zu führen. „Wetteifer mit der Antike, nicht Nachahmung“ war das Rezept der Renaissance. „Für die Wirkung des Humanismus auf die historischen Studien ist nichts charakteristischer als das Bestreben, die Geschichte in Bezug zur Gegenwart, zur Mitwelt zu setzen.“ In der Epoche der Aufklärung werden die inhaltlichen Vorzüge der antiken Geschichtsschreibung endgültig Allgemeingut; in formaler Beziehung schafft die Zeit sich ihren eigenen modernen Stil. Auch in der patriotisch erregten Zeit der Freiheitskriege stiegen die Alten wieder herauf. Und heute? „Die Arbeit der alten Geschichtsschreiber erhält sich in der unsrigen als für immer errungen.“

Ein etwas krauser Essay von L. Curtius über Kunst fällt, wie mir scheint, ein wenig aus dem Rahmen unseres Buches heraus, während Hans Liezmann mit seinem Aufsatz über Religion und Max Wundt mit einer feinsinnigen Abhandlung über Philosophie und Weltanschauung das Bedürfnis des Lesers in dankenswertester Weise befriedigen. „Das Christentum hat sich die antike Welt erobert, indem es sie zwar grundsätzlich verneinte, aber praktisch ihre wertvollsten Errungenschaften übernahm und zum Ausbau seines eigenen Hauses verwandte.“ „Die moderne Forschung hat uns das Christentum in seiner kirchlichen Ausgestaltung als die reife Frucht und das geistige Ziel der in der Spätantike sich vereinigenden Kräfte der alten Welt begreifen gelehrt.“ So Liezmann. Bei Wundt aber lesen wir: „Jedenfalls ist es keine Überreibung, wenn man behauptet,

daß die Philosophie der Neuzeit von ihren Anfängen bis in die unmittelbare Gegenwart herab keinen entschiedenen Schritt vorwärts getan hat, ohne von antiker Philosophie aufs tiefste beeinflusst zu sein.“ Alle Richtungen der deutschen Philosophie werden kritisch beleuchtet, und bei allen stellt sich heraus, daß die Wurzeln ihrer Kraft nirgends als in Hellas zu suchen sind.

Weniger ergiebig sind vielleicht die Aufsätze Conrad Müllers über Mathematik und Franz Volk über Astronomie. Dagegen führt Ernst Goldbeck in seiner Skizze „Weltbild und Physik“ wieder den deutlichen Beweis, daß unsere Denker immer dann die größten Fortschritte machten, wenn sie, statt sich auf die Antike zu stützen oder gar sie nachzuahmen, die Gedanken der Alten auf eigenem Wege nutzbar zu machen, womöglich über sie hinauszukommen trachteten. „Antike Problematik in ihrer Größe ist es, die uns ans Altertum fesselt.“ „Wer die Prinzipien durchleuchten will, wende sich zu ihren geschichtlichen Ursprüngen. Er wird dort immer wieder auf die griechische Antike stoßen, auch in den exakten Wissenschaften.“ Das zeigt uns besonders auch der Artikel „Geographie“ des Leipziger Professors Joseph Parisch. Man ist erstaunt zu sehen, wie eigentlich alle Einzelgebiete dieser Gegenwartswissenschaft den Alten schon Stoff zum Nachdenken geboten haben, so daß wir trotz schlechtester Überlieferung auch heute noch von ihnen lernen oder wenigstens ihren Problemen aufs neue nachgehen können. Wenn aber Parisch in Strabons Werke den Geist erkennt, der in Karl Ritter und seiner Schule wieder auflebte, so freut uns dies nicht weniger als das Urteil eines Sachverständigen, das Johannes Ilberg in seinem fesselnden Aufsatz über Medizin anführt: die ganze modernste Technik der letzten Jahrzehnten sei nötig gewesen, um die Antike in der öffentlichen Gesundheitspflege wirklich zu übertreffen.

Von Biologie (H. Stadler), Chemie (E. v. Lippmann) und Technik (Albert Rehm) wird man für unsere Zwecke nicht allzubiell erwarten dürfen. Immerhin bieten auch diese drei Aufsätze, besonders der zuletzt genannte, des Interessanten genug, und je weniger man bisher gewohnt war, von diesen Gebieten den Blick überhaupt bis zur Antike rückwärts zu wenden, um so mehr ist man erstaunt, sich auch hier auf Schritt und Tritt von ihrem Geiste umweht zu fühlen.

Doch genug der Einzelheiten. Es erübrigt noch mit ein paar Worten den vortrefflichen Gedanken gerecht zu werden, mit denen Eduard Fraenkel's Aufsatz vom Werte der Übersetzung für den Humanismus das Buch abschließt. Warum sollen wir, so läßt er wohlwollende Zweifler fragen, immer wieder den beschwerlichen, weiten, oft nicht einmal zum Ziele führenden Weg über die Urtexte wählen, statt uns an getreue, künstlerisch wertvolle Übersetzungen zu halten, an denen es im Volke der Bibel- und der Shakespeareübersetzung doch gewiß nicht fehlen kann? Und er antwortet zunächst von sich aus: weil der Zusammenhang zwischen dem Sprechen und dem Denken nicht nur, sondern dem Gesamterlebnis des Menschen unlösbar ist. Dann mit Berufung auf Gundolf: „Die Sprache ist Träger der geistig gelebten Vergangenheit eines Volkes, und wer die Sprache als solche, als lebendige Bewegung erlebt, wer das Spracherlebnis hat, der erlebt durch ihr Medium den ganzen Umfang der in ihr ausdrückbaren Schicksale, ohne diese primär auf sich nehmen zu müssen.“ Schon daraus wird klar, warum der rechte Humanismus auf Griechisch und Lateinisch nicht verzichten kann. Das Unübersetzbare muß empfunden, muß erlebt werden. Sodann: das Leben, das in den antiken Sprachen seinen Ausdruck gefunden hat, ist in entscheidenden Momenten, ja gerade in seinen elementaren Bedingungen dem gesamten Bereich des modernen Menschen entrückt. Immer sind wir in der sprachlichen Formung von modernen, von deutschen Erlebnissen, Vorstellungen, literarischen Gestaltungen abhängig und in deren Grenzen gebannt. So müssen wir gerade an den entscheidenden Stellen Duft und Farbe des Originals opfern. „Setzen wir eine Wiedergabe an die Stelle des Originals, so geben wir eine Deutung statt des zu Deutenden, einen Teil statt einer Totalität, und unterbinden so den Blutstrom schöpferischer Kräfte, der nur aus dem frei gestalteten Stück Leben, dem Kunstwerke selber, in die Adern aller kommenden Geschlechter rinnt. Das wäre tödlich . . . für das Erlebnis des Humanismus, dessen Wesen Aktivität ist. . .“

* * *

Alles in allem ein reifes, tief durchdachtes und fein ausgeführtes Geschenk deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, ein überaus wertvolles Seitenstück zu dem schon früher empfohlenen Buche „Das Gymnasium und die neue Zeit“. Mag sich die deutsche Wissenschaft und ihr liebtes Kind, die Jugenderziehung, in Zukunft entfalten wie sie will — an den Ergebnissen solcher Bücher darf sie nicht vorübergehen, wenn sie sich nicht selbst ihres wohlverstandenen Vorteils entschlagen will.

Möge ein guter Stern auch über unseren Regierenden walten, daß ihnen die Sprache, die aus solchen Büchern redet, nicht unverstanden bleibt!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Anfang südslawischer Selbstbesinnung?

Der Berichterstatter des Laibacher „Slovenec“ hatte mit dem kürzlich aus Paris zurückgekehrten Mitglied der jugoslawischen Friedensdelegation Dr. Nyhar in Belgrad eine Unterredung, wobei sich dieser über das Verhältnis zu Deutsch-Osterreich wie folgt äußerte:

„Wirtschaftliche Bande verbinden uns mit Deutsch-Osterreich, denn dieses ist der uns am nächsten gelegene Industriestaat, zugleich aber auch das nächste Exportgebiet für unsere landwirtschaftlichen Erzeugnisse. In politischer Hinsicht ist dieser Staat Jugoslawien am wenigsten gefährlich. Mit Rücksicht auf den Verlust Deutsch-Südtirols sind Jugoslawien und Deutsch-Osterreich eigentlich natürliche Verbündete gegen jenen Staat, der uns 400 000 bis 500 000 unserer nationalbewußtesten Landsleute wegnimmt. Alles das zwingt uns zu einem freundschaftlichen Verhältnis zu Deutsch-Osterreich. Diesem Ziele aber muß auch unser Vorgehen gegen

jene Deutschen angepaßt werden, die in Jugoslawien geblieben sind, denn ihre Beschwerden, wenn sie gerecht wären, würden unsere Beziehungen zu Deutsch-Osterreich vergiften. Das deutsche Volk bleibt trotz seiner Niederlage groß und wird bald erstarren. Es wird besser sein, mit ihm in guten Beziehungen zu leben, als Tag und Nacht Grenzposten zu unterhalten.“

Diese Einsicht in Jugoslawien ist zu begrüßen, auch wenn sie spät kommt. Der vernünftiger gewordene Dr. Nyhar hätte freilich noch hinzufügen müssen: „Um aber mit dem erstarkenden Deutsch-Osterreich auf erträglichen Fuß zu kommen, müssen wir Jugoslawen vernünftig werden und alle Raubabsichten auf fremde Gebiete aufgeben und unsere chauvinistischen Hezer zum Teufel jagen.“ Die Karawanken und der Weitensteiner Zug südlich der Drau als einzig natürliche Südgrenze Deutsch-Osterreichs — das ist und bleibt die unerläßliche Voraussetzung für gute Nachbarschaft!



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: Dr. Mathilde Ketscher in Berlin-Salensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.

Verantwortlich des Herausgebers: Amt Richterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bayow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/27.